Glückliche Geschäfts-Verbindungen.

Eine Liebes-Geschichte aus der Schmalgasse von Marie Knaut.

Die sächsische Industriestadt, in welcher diese Geschichte sich abspielt, hat einen Theil, der sich von den eleganten Stadtvierteln beschämt abseits erstreckt. Nicht etwa, daß er unehrenhafte Leute beherbergte, durchaus nicht, er war nur mit seinen engen Gäßchen, seinen winkligen, dunklen Plätzen und dicht aneinander gedrängten Häusern der Eleganz heutiger Bauart etwas schuldig geblieben. Hier wohnten auch die „kleinen Leute", die keinen großen Miethzins erschwingen konnten, und an welche die „Repräsentation" keine hohen Anforderungen stellte.

Eine nicht sonderlich freundliche Straße hieß die Schmalgasse. Die Sonne schien in dieselbe Mittags zur Zeit der höchsten Höhe zwischen den Dächern einige Minuten hinein, dann huschte sie mit ihren Strahlen bald wieder weiter, als wollte sie sagen: „Da unten ist's mir zu eng!"

Ein Dutzend bescheidener Geschäfte beherbergt auch die Schmalgasse, gekrönt wird sie am letzten Ende, dicht beim Heumarkte, durch das gut ausgestattete „Posamentier- und Schnittwaarengeschäft von Ludwig Martersteg," in einem sauberen, allerdings auch dunklen Laden; es wird von Vater und Tochter seit Jahren glücklich durch alle Klippen des kaufmännischen Lebens geführt. Fräulein Martersteg war in diesem dunklen Geschäftslokale geboren, erzogen und zu einer hübschen, zwanzigjährigen Blondine herangereift, — der Vater, schon seit lange Wittwer, erschien noch immer als rüstiger, wohlkonservirter Mann, dem man sein halbes Jahrhundert nicht ansah.

Vater und Tochter galten als harmlose bescheidene Menschen, die ihre Tage dem Geschäfte und der Fürsorge um den kleinen Haushalt widmeten, und denen jegliche Aufregungen eines bewegten Lebens seither erspart geblieben waren.

Da plötzlich trat ein Ereigniß ein. Um gleich mit beiden, Füßen in die Situation zu springen, lauschen wir der Unterhaltung, welche die beiden Martersteg's eines Sonntag Nachmittags nach Schluß ihres Geschäftes in der kleinen Wohnstube vertraulich führten. Der Chef der Handlung wickelte dabei Bindfaden zu Knäulen auf, während seine Tochter Riekchen Strähnen weißen Garnes sortirte.

„Aber Kind, wie ist das so plötzlich über Dich gekommen?"

„Gewiß, so lieber Vater, wie es auch über Dich gekommen sein wird, als Du um die Mutter anhieltst."

„Ich war dreißig Jahre alt, da war es wohl Zeit, an das Heirathen zu denken."

„Mädchen heirathen früher. Ich bin zwanzig, warum sollte ich nicht auch daran denken?"

„Aber Riekchen, die Sache scheint mir ganz aussichtslos.

„Warum, Vater? er gedenkt sich nächstens zu etabliren und hier in der Stadt ein Geschäft zu eröffnen."

Gegen alles das war nichts einzuwenden, und der Vater sagte deshalb nur etwas ärgerlich:

„Nun dann erzähle einmal ausführlich, wie sich Alles zugetragen."

„Als ich mich vor drei Monaten bei Tante Rettchen in Dahlen zum Besuch aufhielt, traf ich öfter mit ihm in der Ressource zusammen. Er konditionirte in Dahlen, ist Kaufmann und besitzt ein kleines Vermögen von seinen verstorbenen Eltern."

„Sagt er —!" ließ sich mit Skepticismus der Andere vernehmen. „Wie heißt er?"

„Schmidt!"

„Ist gar kein Name! Schmidt bezeichnet die halbe Welt! Hast Du Gewährsleute für ihn?"

„Nein, in Dahlen wußten sie nichts Näheres über seine Verhältnisse."

„Da steht Du! Na warten wir ab, bis er mit seinem Antrage herausrückt."

„O, ich weiß schon," schmollte das Töchterlein, indem ihr Thränen in die Augen traten, „Du bist gegen jeden Freier eingenommen, weil Du meine Hilfe nicht in dem Geschäft verlieren und nicht gern allein bleiben willst!"

Herr Martersteg reckte sich in seiner ganzen kaufmännischen Würde empor.

„Lassen wir dies Thema fallen," sagte er streng, „bei Euch Mädchen geht gar zu leicht das Herz mit dem Verstande durch. Da Du Deiner Sache so sicher bist, kann sein Antrag ja nicht ausbleiben."

„Antrag?" seufzte Riekchen, „so weit sind wir allerdings noch nicht!"

Sie sank, während die Garnsträhnen ihren Händen entfielen, in tiefes Sinnen; Wolken auf der Stirn verkündeten, daß in ihrem Herzen durch des Vaters Reden Bedenken erwacht waren.

Vierzehn Tage mochten seit dieser Unterhaltung vergangen sein, als plötzlich die Schmalgasse durch ein Ereigniß erregt wurde, das seine Schatten in das Posamentier- und Schnittwaarengeschäft von Martersteg warf. In der Mitte der kleinen Gasse war der eben genannten Firma ein — Konkurrent entstanden in einem neu eröffneten Laden mit dem Schilde: „Posamentier- und Schnittwaarenhandlung. Specialität: Schweizer Tüllgardinen und Elsässer Kattune."

Dies Letztere gab Martersteg's den Todesstoß! Gerade die französischen Kattune waren ihre einträglichste Spezialität gewesen, der Absatz in diesem Artikel hätte allein genügt, das kaufmännische Geschäft über Wasser zu halten. In einigen Tagen hatten Vater und Tochter von boshaften Nachbarn bereits so viel ärgerliche Mittheilungen über die Konkurrenz eingeheimst, daß ihre Stimmung ganz verzweifelt wurde! Der neue Laden sollte brillant ausgestattet sein — die Stoffe süperb — die Inhaber ein liebenswürdiges Ehepaar (sie allerdings im Verhältniß zu dem jungen Gatten etwas reif), nannte man außerordentlich gewandt im Umgange mit dem Publikum, kurz, Vater Martersteg kam nicht aus dem Seufzen, Riekchen nicht aus dem heimlichen Weinen heraus.

Da beschloß die Letztere in der Nachmittagstunde des vierten Tages, sich selbst durch Augenschein zu überzeugen, was an dem Gerede der Leute sei. Sie faßte den heroischen Entschluß, in das Lager des Feindes zu gehen und bei dem Konkurrenten einen Einkauf zu machen. Dabei konnte sie sich orientiren. Hut und Tuch ergreifen, die Schmalgasse hinunter eilen, war das Werk eines Augenblicks. Da, als sie eben die drei Stufen, welche zum Konkurrenzladen führen, ersteigen will, durchstiegt ihr prüfender Blick rasch den dunkeln Raum hinter dem Verkaufstische, und sie erkennt — Herrn Waldemar Schmidt, ihren Anbeter aus Dahlen! Und an seiner Seite eine stattliche, allerdings nicht mehr ganz junge, aber doch noch recht repräsentable Dame.

Seine Frau! Er hatte sie also betrogen!

Was nun? Sie überlegte nicht lange. Rache! Rache! Mit der ihr eigenen Bestimmtheit tritt sie festen Schrittes in den Laden ein — und als Herr Waldemar Schmidt, der Inhaber, heftig erschrocken, sie erblickt — erkennt — halb ängstlich, halb freudig überrascht, und mit verlegener Miene ausruft: „Ach, Fräulein Martersteg, sie sind's!" — mißt Riekchen ihn mit einem Blicke, aus dem alle giftigen Schlangen des Medusenhauptes züngeln, von oben bis unten und sagt dann kalt und verächtlich:

Einen schwarzen Schnürsenkel für zehn Pfennige...." Der „Schnürsenkel" klang wie ein Todesurtheil!

Herr Schmidt bleibt gelähmt und todtenbleich stehen, die freundliche Verkäuferin aber reicht lächelnd das Verlangte hin, und nachdem Riekchen ihren Senkel in Empfang genommen, auch das Nickelstück mit etwas auffallender Energie auf den Ladentisch geworfen, verläßt sie hoheitsvoll, ohne Lebewohl das Geschäftslokal.

Draußen aber, nicht zehn Schritte weit, löst sich ihr Schmerz in heiße Thränen auf, schnell läuft sie die Schmalgasse hinunter, hastigen Schrittes über den Heumarkt, erreicht die Anlagen, sinkt hier auf eine einsam stehende Bank und verbirgt das thränenvolle Gesicht mit den Händen. Wie lange sie dort gesessen, weiß ich nicht anzugeben; aber tiefe Nachtschatten fielen bereits, und noch war Riekchen nicht daheim.

Am andern Morgen, ganz früh — der Vater war zum Glück in Geschäftsangelegenheiten abwesend — erhielt die Tiefgekränkte durch die Post einen Brief folgenden Inhaltes:

„Ich wußte, mein Fräulein, daß Sie mir keine Gnade akkordiren würden! Sie haben auch gegründete Ursache, mit zu zürnen. „Ich hätte Ihnen schon in Dahlen Alles gestehen sollen — aber ich wagte es damals nicht — ich wollte mir Ihre Gunst nicht verscherzen! Ist keine Aussprache möglich? keine Einigung? Ziehen Sie gefälligst die Bilanz meines Vergehens und meiner Reue! In alter Verehrung Ihr ergebenster Waldemar Schmidt."

Riekchen schäumte vor Wuth.

„Der Unverschämte! Der — Eidbrecher! So etwas kommt ja nicht in den schlimmsten französischen Romanen vor!" stotterte sie in gewaltsam unterdrücktem Schmerzensausbruch.

Dann siegelte sie Brief und Couvert ein und sandte Beides dem Absender ohne weitere Antwort zurück.

„O, wenn der Vater eine Ahnung hätte, wer unser Konkurrent ist!" jammerte sie, „und wie ich betrogen ward! Wie gut, daß der Name Schmidt so häufig vorkommt!"

Mit keinem Worte mehr wurde in den folgenden Wochen das alte Liebesthema zwischen Vater und Tochter berührt. Wie zeterte dagegen Riekchen, wenn die Rede auf die feindlichen Posamenten- und Schnittwaaren-Verkäufer kam! „Und wenn ich tausend Jahre alt würde, ich könnte den Leuten nie vergeben, daß sie sich uns mit dem Kram auf die Nase setzen!"

Mit staunenden Blicken betrachtete dann der Vater die Erregte. „Welch ein kaufmännischer Geist durchglüht das Mädchen! ganz mein Blut!" dachte er, das Geschäft liegt ihr doch sehr am Herzen." Laut fügte er hinzu:

„Es ist allerdings schlimm, daß sich der Herr Konkurrent gerade auf Elsässer Kattune geworfen, den Artikel hätte er uns überlassen können. Indessen — ich habe bereits einige Blicke beim Vorübergehen in den Laden geworfen..... ein nettes Paar! sie so sauber und adrett, wenn auch als seine Frau zu alt — es wäre eine Frau für meine Jahre —"

„Er wird sie des Geldes wegen genommen haben", höhnte Riekchen und biß sich gewaltsam auf die Lippen.

„Und ihr Mann," fuhr der Andere fort, „eine höchst sympathische Erscheinung!"

„Vater, ich bitte Dich!" platzte die Gefolterte in hellem Zorne heraus, „der Mensch sieht so falsch aus, wie Judas Ischariath! ich wünsche ihn mit all seinen Kattunen, Schweizer Tüllgardinen und — — seiner alten Schachtel zur Hölle!"

Eines Tages erhielt Papa Martersteg einen unerwarteten Besuch, der in das Triebwerk seiner Gedanken jäh eingriff. Riekchen hatte sich gerade zu ihrer auch in der Schmalgasse wohnenden besten Freundin begeben, als — die Inhaberin des Konkurrenz-Geschäftes, „die saubere und adrette Erscheinung", der Riekchens Vater im Laden erschien und um eine kurze Unterredung bat.

„Ich komme im Namen des Inhabers der Posamentier- und Schnittwaaren-Firma Waldemar Schmidt," begann die Dame lächelnd.

„Und was ist sein Begehr?"

„Oh, den besten Artikel, welchen Sie, verehrter Herr Nachbar, führen! Ich bin keine Freundin von langen Umschweifen, er begehrt Ihr Töchterchen."

Der andere schaute jetzt sein Gegenüber ziemlich einfältig an. Das Unerwartete hatte ihn geradezu verdutzt. — „Ich verstehe sie nicht, Madame," stammelte er endlich, „Sie sagen.... Herr Schmidt...."

„Ja, er hat Fräulein Friederike in Dahlen kennen gelernt, sich in sie verliebt, und da sie ihm Hoffnungen gemacht, ließe sich vielleicht durch mich eine Einigung herbeiführen und.... doch Sie werden Alles durch Ihre Tochter erfahren haben."

„Nichts da! nichts habe ich erfahren!" rief außer sich der immer mehr in Zorn gerathende Vater, „also jener Herr Schmidt da drüben — ist auch jener Schmidt in Dahlen, der sich erkühnte, mein armes Kind.... ja, um Gottes willen, Madame, ist er denn ein Mormone? — Und Sie — seine Frau — wollen —"

„Die Freiwerberin für meinen Neffen machen."

„Sie seine Tante?"

„Jawohl! Die jüngste Schwester seiner verstorbenen Mutter, Sophie Brausewetter: ich habe mich des lieben Jungen angenommen."

Ganz stumm saß Papa Martersteg da, sich von Zeit zu Zeit die Stirn reibend, um Klarheit in seinen Geist zu bringen.

„Die Mädchen sind doch unberechenbar!" begann er endlich, wobei er seiner neuen Bekanntschaft jetzt mit allem Vertrauen entgegenkam. Kein Wort hat sie mir davon gesagt! Zuerst zürnte sie ihm heftig....aber ich glaubte: das wäre ob des Elsässer Kattuns!"

„Es war auch ein harter Schlag für das arme Riekchen!" lachte Fräulein Brausewetter, „in der alten Tante seine Frau zu sehen."

„O bitte, bitte," erwiederte der sich allmählich fassende Martersteg im verbindlichsten Tone, indem er seine Vatermörder sogar etwas kokett zurechtzupfte, „von alt — keine Rede, mein werthes Fräulein! im Gegentheil! Die besten Jahre! was man so — das Milieu nennt! Da aber Ihr Neffe ehrliche Absichten hegt —"

„Die allerehrlichsten!" bestätigte lebhaft die Tante.

„So gebe ich selbstverständlich mit Freuden meine Einwilligung zu einer Verbindung,.... werde aber Riekchen heute noch nichts mittheilen. Das sei ihre Strafe! Das Mädchen hat mich mit ihrer Geheimnißkrämerei so hübsch hintergangen — mag sie nun noch ein Bischen auf ihr Glück warten."

„Und unterdessen, verehrter Herr Nachbar," begann die freundliche Dame wieder, „überlegen wir Beide, wie die Zukunft der jungen Leutchen am besten zu begründen sei, und wie man die Geschäftsinteressen der beiden Firmen in Einklang bringen kann."

Wie vernünftig sie sprach! Riekchens Vater war ganz entzückt, und so entspann sich jetzt zwischen den Beiden eine längere Unterhaltung, welche sowohl Familienangelegenheiten als merkantilische Dinge berührte, und die von dem Paare mit so viel Eifer geführt wurde, daß das Ergebniß sehr befriedigend genannt werden konnte, vorzüglich, als Fräulein Brausewetter die Frage aufwarf, ob man nicht die Posamentier- und Schnittwaarengeschäfte in der Weise trennen könnte, daß die Firma Martersteg sich erstere allein vorbehielte, während die Firma Schmidt sich mehr den Schnittwaaren widmete?

Wirklich! Die „nette adrette" Dame wußte für Alles Rath! Und als sie nun gar mit einem allerliebsten melancholischen Ausdruck im Gesicht ihrem Partner klagte, daß durch die Heirath des Neffen auch ihr Wirkungskreis schwinde und sie dann wieder „heimathlos" entlassen sei.... da konnte sich der glückliche Posamentier nicht enthalten, begeistert auszusenzen:

„Wie wäre es, liebes Fräulein, wenn Sie an Riekchens Stelle mein Compagnon würden? Die Posamenten könnten dabei nur gewinnen und ihr Inhaber erst recht!"

Auch über die Frage der Assoziation wurden zwischen den Beiden noch Erörterungen gepflogen, auch sie führten zu einem günstigen Ergebniß, denn als der Chef der Handlung viel später seinen Besuch äußerst respektvoll und verbindlich zur Ladenthür hinaus geleitete, küßte er der Dame wiederholt mit Zärtlichkeit die Hand.

Ganz von Weitem wurde aber der Besuch des Fräulein Brausewetter im Martersteg'schen Laden belauscht. Zitternd vor Aufregung berechnete Riekchen mit der Taschenuhr in der Hand die Dauer dieses Besuches. Was konnte diese Frau bei dem Vater zu schaffen haben?! Und wie zärtlich er der Person die Hand küßte?! Das war ja ganz romanhaft! Aber noch romanhafter erschien es ihr, daß der Vater bei ihrer Rückkehr mit harmlosester Miene den Unbefangenen spielte und seines Besuches durchaus nicht erwähnte.

Riekchen war tief beleidigt und hielt es unter ihrer Würde, ein Vertrauen zu erzwingen, das ihr nicht entgegengebracht wurde.

Während der folgenden Nacht schloß sie kein Auge und wurde gegen Morgen von einem wüsten Traum gepeinigt, der ihr den ehrsamen Vater vorgaukelte, wie er einen wilden Cancan getanzt hatte, mit seinem Metermaß den Takt schlug und dabei faunenhaft lachte und ausgerufen: „Hei, hei! Dudeldumdei! Ihre Jahre passen besser zu den meinen!"

Am anderen Morgen wurde ein Brief für Riekchen abgegeben, gerade als sie sich auf dem Markte befand und ihre Einkäufe für den Haushalt besorgte. Vater Martersteg nahm die Post-Sendung in Empfang und öffnete das Schreiben.

Waldemar Schmidt schrieb an Riekchen: „Mein theures Fräulein! Ich war des Glaubens, Ihr Zürnen gelte der Geschäftskonkurrenz, welche Ihnen durch mich geworden, meine Posamenten seien wie Mehlthau auf Ihre Seele gefallen, und da will ich gleich beifügen, daß mich bereits feste Abmachungen vor unserer Bekanntschaft banden, daß ich Inventar schon gekauft und die Wohnung hier gemiethet, ehe ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen! Jetzt aber erfahre ich, daß Sie an mir, an meinem Herzen zweifeln konnten, daß Sie wähnten, meine Liebe für Sie sei Falsifikat gewesen, daß Sie mir sogar eine Frau andichteten, die ich nie besitzen werde, wenn Ihr — Ihr Herz sich von mir wendet! Noch einmal, wie in Dahlen: ich liebe Sie! Würden Sie mit dem Vorschlage meiner guten Tante betreffs Trennung der Geschäftsartikel einverstanden sein? Vielleicht ließen sich noch günstigere Konjunkturen benutzen, denn — Ihr Herr Vater hat einen unauslöschlichen Eindruck auf die gute Tante gemacht, welche selbst ein kleines Kapital besitzt, das sie gern nutzbringend in Kattun anlegen würde. Ich bin überzeugt, daß eine persönliche Begegnung zwischen uns alle Rechnungen ausgleichen — und wenn ich das Inventar meines Herzens mit in Anrechnung bringe — ein sehr befriedigendes Facit zu Tage fördern wird."

Schmunzelnd steckte Papa Martersteg das Schreiben in seine Brusttasche. Da stand es ja schwarz auf weiß: er hatte Eindruck hervorgebracht! Weiter dachte er nicht; aber den Brief, ein für ihn so hochwichtiges Dokument, durfte er nicht an Riekchen ausliefern. O, wie selbstsüchtig die Verliebten sind — auch noch mit fünfzig Jahren!

Riekchen aber, jetzt durch Argwohn gewitzigt, beschloß, am Nachmittage die gute Freundin in der Schmalgasse wieder zu besuchen; denn es war ihr darum zu thun, den väterlichen Laden unbemerkt beobachten zu können und festzustellen, ob sich abermals Verdächtiges ereignen würde.

Und richtig! Nachdem die junge Dame eine halbe Stunde bereits auf ihrem Beobachtungsposten zitternd geharrt, schlüpfte die gefällige Tante wieder zur Ladenthür hinein, von Vater Martersteg artig empfangen — natürlich kam sie nur in der Hoffnung, Riekchen zu finden und für ihren Neffen die ersehnte Antwort auf seinen letzten Brief zu erbitten.

Das war zu arg! „Diese Intrigantin will meinen Vater in ihre Netze ziehen! Aber warte!" und umgürtet mit dem Stolze der ganzen Schmalgasse — stülpte Riekchen den breitkrempigen Strohhut auf, ergriff hastig ihren Sonnenschirm, und also, wie zu einem Angriffe gewaffnet, stürzte sie fort..... geraden Weges in das Schmidt'sche Geschäft.

„Mein Herr," stammelte unsere Heldin, zitternd vor Aufregung, als sie dem Verhaßten und doch — Geliebten jetzt gegenüberstand, nur durch den Ladentisch und etliche Ballen Kattuns von ihm getrennt, „oh, oh! es ist geradezu schauderhaft!"

Weiter kam sie nicht — die Aufregung erstickte ihre Stimme, ein Thränenausbruch erfolgte.

„Sie haben doch meinen heutigen Brief erhalten, Fräulein Riekchen?" begann jetzt in gedämpften, zärtlichen Molltönen der jugendliche Ladeninhaber. „Nachdem sich meine Firma für die Zukunft auf Spezialitäten: Schweizer Tüllgardinen, beschränken will ...wollen Sie nun die Meine werden?"

„Die Ihre! Die Ihre?!" rief ihrerseits in den schrillsten, höchsten Diskantönen das gepeinigte, junge Mädchen. „Herr — Herr! Sind Sie denn — ein ganzer Ehebrecher?!"

Waldemar lächelte im seligsten Siegesbewußtsein.

„Aber Herzensriekchen", rief der Jüngling aus, „so wissen Sie denn — meine Frau ist ja meine Tante!"

Man kann nicht behaupten, daß sich unser Kaufherr mit dieser Wendung sehr klar ausdrückte, daher denn auch Riekchen den Sinn nicht sofort begriff.

„Ja," fuhr der Jüngling fort, „Fräulein Brausewetter ist meine Tante, hält mir zur Zeit die Wirthschaft, sollte die Vermittlerin bei Ihnen sein und ist die mit Kapital versehene Dame, welche ich für Ihren Herrn Vater als zukünftige Gattin in Aussicht genommen habe."

„Ah!" Als ob hundert elektrische Glühlampen plötzlich in ihrem Schädel aufflammten, sagte es in Riekchen's Hirn, und verständnißinnig begriff sie plötzlich Alles. „Also nur seine Tante! Das kommt davon, wenn man etwas auf das Gerede der Nachbarn gibt!"

Die Verwirrung der armen Kleinen war keine geringe; sie suchte vergeblich nach Worten und glaubte sich am besten aus der Affaire zu ziehen, indem sie lautlos auf einen Stuhl hinsank und mit offenem Munde und ganz verklärten Augen zu ihrem Geliebten emporstarrte.

Dieser benutzte die Gelegenheit, setzte mit einem kühnen, turnerischen Sprunge über den Ladentisch hinweg, kniete dann vor der Geliebten nieder und rief herzinnig aus: „Riekchen meiner Seele — ich glaube, die Konjunktur ist wie irgendjemals günstig!"

Zehn Minuten nach dem kühnen Seltomortale Waldemars sah man diesen mit seinem Bräutchen am Arme — das Geschäft ward zu dem Zwecke eine halbe Stunde geschlossen — die Schmalgasse hinunter eilen, um Tante Brausewetter und Papa Martersteg durch eine in Glück und Liebe geschlossene Verlobung zu überraschen. Die jungen Leute traten gerade in das Zimmer, als Vater Martersteg und Tante Brausewetter auf dem Sopha sich den ersten Kuß auf die Lippen drückten.

Beim gemeinschaftlichen Hochzeitsmahle, das die vier Glücklichen feierten, schloß Ludwig Martersteg die Erwiederung des auf die Vermählten ausgebrachten Toastes mit den Worten: „Hoffentlich ist unser Familienquartett nun geborgen. Aber Geschäft — bleibt doch immer Geschäft! Die Tante hat den Vogel abgeschossen, denn von ihr ging der Vorschlag aus: daß Jeder jetzt seinen natürlichen Kompagnon und ohne Konkurrenzneid seine Spezialität: hat Schmidts — Tüllgardinen, Martersteg's — Kattune! sie leben hoch!"

Anekdoten vom Grafen Gyulai.

Vom General Gyulai, dem österreichischen Armeecommandanten im österreichisch-französischen Kriege, erzählte jüngst im Verein der Literaturfreunde zu Wien Max Falk einige charakteristische Anekdoten.

Gyulai hatte eine Zeit lang die Gewohnheit, seinen im Vorzimmer befindlichen Adjutanten zu pfeifen, wenn er sie zu sich bescheiden wollte. Einmal wurde ihm ein neuer Adjutant zugetheilt, ein armer, aber sehr gebildeter junger Offizier, welcher am Abende vor dem Antritte seines neuen Dienstes die Oper besucht und sich dann mit einigen Kameraden im Hotel zum Souper eingefunden hatte. Dem jungen Offizier gingen die eben vernommenen Melodien noch immer durch den Kopf und er pfiff eine und die andere derselben leise vor sich hin. „Na, warte nur — sagte ihm einer der Kameraden — morgen wirst Du noch viel Schöneres zu hören bekommen, morgen wird Dir der Alte etwas vorpfeifen." Am nächsten Morgen erschien der Adjutant pünktlich im Vorsaale des Commandirenden, und kurz darauf hörte er in der That aus den inneren Gemächern einen schrillen Pfiff ertönen. Darauf eilte der Offizier nach dem Corridor, wo Gyulai's Lieblingshund sich behaglich auf dem Boden streckte, faßte ihn beim Halsband und schleppte ihn mit sich hinein zum Commandirenden. Dieser zieht, als er den Adjutanten mit dem Hunde erblickt, seine struppigen Augenbrauen zusammen und fragt wuthschnaubend: „Was ist das für eine Komödie? Was wollen Sie mit dem Hunde?" — „Excellenz haben gepfiffen," sagt der Adjutant in durchaus ehrerbietigem Tone. — „Jawohl — erwidert Gyulai — aber nicht dem Hunde." — „Nicht dem Hunde?" entgegnet mit gar geheucheltem Erstaunen der Adjutant, „also wem denn?" Mit einem Satze stand Gyulai vor dem Adjutanten und starrte ihm in die Augen, als ob er ihn mit seinem Blicke durchbohren wollte. Der Adjutant hielt tapfer Stand und schaute seinem Commandirenden ruhig in's Antlitz. Diese stumme Scene währte einige Sekunden, dann drehte sich Gyulai um, schritt langsam gegen das Fenster zu und sah eine Weile hinaus. Endlich sagte er, ohne sich umzuwenden, in ruhigem Tone: „Herr Adjutant, führen Sie den Hund hinaus und kommen Sie dann zu mir herein." Von dieser Stunde an war der Adjutant Gyulai's Liebling und hatte später seine überraschend schnelle Carriere zu nicht geringem Theile der Protection des alten Brummbären zu verdanken, welcher von diesem Tage angefangen, niemals mehr einem Adjutanten gepfiffen hat.

Ein anderes Mal handelte es sich um einen Brigade-Commandanten, welcher sich in mehreren Feldzügen hervorgethan hatte, aber sehr eigensinnig war und namentlich mit dem Höchstkommandirenden bei jeder Gelegenheit Händel suchte. Vergebens machte ihn Gyulai darauf aufmerksam, dies zu unterlassen, der Brigadier ging so weit, einmal ganz direkt gegen einen Befehl Gyulai's zu handeln. Darauf ließ dieser letztere den alten Kameraden rufen, las ihm in Gegenwart des Adjutanten schonungslos die Leviten und sagte zum Schlusse: „Herr General, Sie werden für 24 Stunden zum Professen gehen, wollen Sie Ihren Säbel dem Herrn Adjutanten übergeben?" Der alte Brigadier schnallte den Säbel ab, reichte ihn stumm dem Adjutanten hin, verneigte sich mit Thränen in den Augen und wollte gehen. „Herr Adjutant, tragen Sie den Säbel hinaus", rief Gyulai, und als sich die Thür hinter dem Adjutanten geschlossen hatte, trat er dicht vor den wie niederschmettert dastehenden General hin mit den Worten: „Du alter Esel, hast Du das nöthig gehabt? Nützt Dir nichts, Du mußt zum Professen, aber morgen kommst Du zu mir zum Speisen, und nicht wahr, Du machst keine Dummheiten mehr!" Dann umarmte er herzlich den alten Kameraden und schob ihn mit einem „Jetzt Marsch!" zur Thür hinaus.

Im Jahre 1859 war Gyulai Commandant der 2. Armee, und der damalige Oberstlieutenant Ringelsheim wurde ihm als Generaladjutant zugetheilt. Als dieser, der bis dahin beim Generalkommando in Ofen stand, von seinen dortigen Kameraden Abschied nahm, um sich nach Mailand zu begeben, sagten ihm diese lachend: „Nehmen wir gar keinen Abschied, denn Du wirst bald wieder hier sein; ein Mann Deines Schlages kann sich nicht eine Woche lang mit dem groben Eisenfresser vertragen." Ringelsheim langte des Abends in Mailand an und begab sich am nächsten Morgen um 8 Uhr — seine Parteistunden begannen um 9 Uhr — zum Obercommandanten, um diesem seine Aufwartung zu machen. Der Adjutant meldete Gyulai, daß Ringelsheim da sei und kehrte alsbald mit der Antwort zurück, Se. Excellenz sei bei der Toilette, der Herr Oberstlieutenant möge warten.

Ringelsheim wartet bis fünf Minuten vor 9 Uhr und wendet sich dann an den Adjutanten, auf die Pendeluhr weisend, mit den Worten: „Wollen Sie die Güte haben, Sr. Excellenz zu sagen, daß ich bis 9 Uhr gewartet habe; um 9 Uhr beginnen meine Amtsstunden; ich empfehle mich." Sprach's und war zur Thür hinaus. Am nächsten Morgen erschien der Oberstlieutenant abermals Punkt 8½ Uhr. Es wiederholte sich die Scene vom vorhergehenden Tage, und um 9 Uhr marschirte Ringelsheim wieder von dannen, ohne den Grafen gesehen zu haben. Am dritten Tage dieselbe Komödie, nur daß der Adjutant diesmal die aus dem Boudoir Gyulai's gebrachte Botschaft noch mit den Worten ergänzte: „Sr. Excellenz lassen fragen, ob der Herr Oberstlieutenant etwa meine, der Obercommandant habe sich nach dem Herrn Oberstlieutenant zu richten?" — „Nach mir?" fragte Ringelsheim mit ruhigem Lächeln. „Gott bewahre, wohl aber nach den Dienstvorschriften, welche für uns alle verpflichtend sind, vom Obercommandanten angefangen bis hinab zum letzten Gemeinen. Ich bitte, dies Sr. Excellenz zu sagen; selbstverständlich unter Vermeidung meines tiefsten Respectes." Damit begab sich Ringelsheim in sein Bureau. Kaum dort angelangt, erhielt er von Gyulai ein Billet folgenden Inhalts: „Da es doch nicht gut angeht, daß der neue Generalstabschef seit drei Tagen amtirt, ohne daß der Herr Obercommandant ihn gesehen hätte, bitte letzterer den Herrn Oberstlieutenant für heute Abend zum Thee und wird sich sehr freuen, ihn persönlich kennen zu lernen." Abends wurde Ringelsheim von Gyulai mit bezaubernder Liebenswürdigkeit empfangen. Der Scenen am Morgen, die sich seit drei Tagen wiederholt hatten, ward keine Erwähnung gethan, und nach wenigen Wochen war Ringelsheim der vertrauteste Freund seines Commandirenden, welcher ihm nach seinem Tode auch noch das hübsche Sümmchen von 50,000 fl. vermachte.

Klavierspiel und Ueberarbeitung.

Der Direktor der königlichen Elisabethschule zu Berlin spricht in seinem Jahresbericht über das Klavierspiel vom Gesichtspunkte der Gesundheitsfrage sich in so zutreffender Weise aus, daß seine Worte die weiteste Verbreitung und die größte Beachtung von Seiten der Eltern und Erzieher finden sollten. Während Eltern aus Gesundheitsgründen ihren Kindern Befreiung von anderen Lehrgegenständen der Schule erwirken, lassen sie den Musikunterricht und die Uebungsstunden ruhig weiter bestehen. Der Bericht nennt es einen Mißbrauch der kindlichen Kräfte, wenn für Klavierspiel ebenso viel, ja mehr Zeit beansprucht wird als für die Schularbeiten. Die schwachen, matten, zerstreuten Schülerinnen waren fast durchweg diejenigen, die täglich eine bis zwei Stunden auf dem Klavier übten. Wurde der Klavierunterricht aufgegeben oder doch erheblich eingeschränkt, so waren die Mädchen erfrischlich frischer, nahmen reger theil und leisteten Besseres. Keine Uebung stellt an das Nerven-System höhere Ansprüche als das Klavierspiel. Daß dies keineswegs nur Finger- und Armanstrengungen, sondern höchst ermüdende und aufreibende Geistesthätigkeit erfordert, hat Dubois-Reymond erwiesen. Das Auge hat mit Anspannung rasch die Noten zu überblicken und aufzufassen, das Ohr die Gesichtseindrücke mit den entsprechenden Tonvorstellungen zu begleiten, das Gehirn und Nervensystem soll die Gesichts- und Tonvorstellungen in genau abgemessenem Bewegungsantriebe übersetzen, die Muskeln sollen hinreichende Kraft besitzen, um die Bewegungen der Arme, Hände und Finger den Willensantrieben gemäß auszuführen. Man sollte daher, von einfacheren Uebungen, Lesen, Schreiben, zu komplizirteren fortschreitend, den Klavierunterricht nicht vor vollendetem zwölften Jahr beginnen. Für den Handarbeitsunterricht dürften ganz dieselben Grundsätze Anerkennung verdienen, denn auch hier werden die technischen Schwierigkeiten in reiferen Jugendjahren viel leichter und rascher überwunden als in den ersten Jahren des Schulalters. Durch jenen isolirten Beginn wird zugleich der vielfach gerügten Ueberbürdung vorgebeugt, die besonders in höheren Töchterschulen und den an diese angehängten Seminarien so schädlich wirkt.

Aus den Lebenserinnerungen Werner von Siemens.

Als Siemens damit beschäftigt war, den ersten Telegraphen zwischen, Vereiers und Köln anzulegen (1850) suchte ihn eine Dame auf und sagte mit thränenden Augen, das sein Telegraph das Unternehmen ihres Gatten gänzlich ruiniren werde, denn ihr Mann betreibe erfolgreich eine Taubenpost zwischen Aachen und Brüssel und sei jetzt durch die traurige Aussicht in die Zukunft schon ganz schwermüthig geworden. Siemens rieth dem jungen Ehepaare an, seine Tauben nur getrost zu braten, sicherte ihnen aber seine Unterstützung zu, wenn sie nach London übersiedeln und dort eine neue Nachrichtagentur begründen wollten. Dazu entschloß sich der betreffende junge Mann, der kein andrer war als Reuter, der Begründer des bekannten Telegraphenbureaus, das seinen Namen führt.

Verkannte Situation.

Die kleine Lina (vor der Statue des Herkules, der den nemäischen Löwen erwürgt): „Da schau, Mama, wie der Mann da sein Löwerl gern hat!"